

Da geht sie, umgürtet mit dem ganzen Stolz eines sechs Zoll breiten Lederbügels. Das dehnbare Material schmiegt sich an die Gestalt, von der ferne schon sieht man die große, mit Edelsteinen besetzte Gürtelschleife. Sie geht auf vernünftigen Sohlen; denn sonderbar, nur der Schuh ist heuer von der Mode verbannt geblieben, der einfache, englische Schuh. Sonst aber hat sie sich alles dienstbar gemacht, und unter Fräulein Gigerl folgt ihr blindlings. Deshalb schleift sie auf ihrem Kopf — sie nennt es einen Hut — die Kusche von mehreren Weichenparten. In solchen Massen ist die Blume gar nicht mehr beschaffen und erst in dieser Gesellschaft: aus dem Weichenstreifen ragen zwei veritable Teufelsöhren, nach rechts und links ausbiegend, weiß, grün, rot, blau und gelb gefärbt. Irrend in den Straßen hat ein armer Arabischer Mann sein Leben lassen müssen, damit die schönen Federn, die ihn schmückten, auf diesen Hut als Hörner tommen können. Wird der Hut zerkratzt, vertieft sich die Fräulein: so will es das moderne Gleichgewicht. Der Schopf tief im Nacken ist zwar noch immer geblieben, aber die Dreieckspitze hat sich über die Ohren glattgeschleitet, gekämmten und gebrannten Haar werden müssen. Nach Horazischer Regel schließt sich dem Kopfe würdig der Hals an. Arme Edith Schwanenhals! Was nützte Dir die Schönheit Deines Halses, müdest Du darum eine Kutsche tragen, wie unter weißlichen Gigerl. Erst ist überhaupt noch ein Hals hinter dieser Kutsche zu la, Krautbappel? Krautbappel ist wohl der richtige Ausdruck, denn an ihren beiden Enden trägt diese Kutsche zwei große Moufflines oder Blumenauswüchse, welche den technischen Namen „chou“ — Kohlköpfe — führen und auf dem Gute sich wiederfinden. Ihre inneren Ränder stoßen unter dem Hute zusammen, die äußeren leiten hinüber, berühren die Kermel, die zu den Dimensionen kleinerer Ballons herangewachsen sind. In bauschigen Falten hängen sie freilich über den Schultern hinab; das freilich nicht mehr gewöhnliche Schinken, denn die Mutter war zum mindesten der salzbonische Eber. Wie ein überflüssiges Anhängsel sehen an diesen Kermeln der ganze Unterarm und die Hand aus. Aber nein, in der Mode besonders in der Gigerlmode ist nichts überflüssig, woran man sich nicht ergreift. Schlangenerhand schübe sich schon zu demant; jetzt ist der schlichte Handball an der Seite auf schwarzem Leder ein orantes Spinne und darin eine Spinne; oder eine Schlange in maßlicher Größe, deren Farben umschlingt auf dem Handball das Gefäß. Wer wäre gramfam genug, unsern Lebensbedürfnis Gigerl ein solches Tier vorkommen zu lassen vor Augen zu bringen? Und nun trägt sie es im Weichen auf sich herum. Das sind wahrhaftig nervöse Frauen der Mode. Sie de sicle-Mode und — wer von Ihnen, meine Damen, erschrickt da nicht und steigt nicht auf einen Stuhl? — Müde sind ihre Liebhaberinnen. Nur kaltes Blut: das Gigerl trägt die Maus an seinem Regenschirm als Knopf festgemacht, eine Maus, die es ganz reizend findet, mit dem weichen natürlichen Fell und den klaren, glänzenden Glasaugen. Dieser Schirm verdient eigentlich ein eigenes Kapitel, etwa „Von dem Jodeln in der Mode“ betitelt. Denn wozu ist der Regenstachel farbig, wozu hat er einen Changanlang, der bei Regenwetter gar nicht zur Geltung kommt; was soll die breite Protalborbügel? Jodellose Fragen über jodellose Einrichtungen; sie sind einmal da, man muß sie hinnehmen und auch — tausend. Denn das Kaufen und natürlich auch Schenken bildet bei den beständigsten Schichten eine Hauptfache. Welchem Ehegatten oder Bräutigam, gastlichen Bruder, Cousin oder sonst geschäftsberechtigten Herren die Maus — manchmal ist es eine Kage — am Schirm nicht gefällt, der kann ja einen matten Gold- oder Silberknopf kaufen oder einen Knopfknopf in Krücken, Papageien- oder Entenform. Diese kleinen Dinge haben jetzt einen Wert erreicht, wie Glasperlen in Afrika. Für die Sonnenschirme freilich muß man noch tiefer in die Tasche greifen. Die Griffe sind mit Edelsteinen inkrustiert und bei ihrer Länge macht sich dieser glitzernde Überzug schon im Preise fühlbar. Doch was soll das arme Gigerl machen? Schmutz ist bei der Dame comme il faut heute verpönt, insbesondere die blauen Türkisbrünge sind in Ungnade. Aber irgendwo muß man ja die Steine tragen; also an den Schirm damit und an die Gürtelschleife. Unerlöschlich sind Gigerls Schirme. Höplich ist die Gelegenheit zu einer Ausgabe, wobei nimmt sie das Geld? Aus einem Remononade, das an einem Kriem an Schirmgriff befestigt ist; oder noch besser: sie drückt auf eine Feder, der Knopf springt auf, und aus einer in Schirmgriff verdeckten Kapsel bringt sie Geld hervor. Das war einst der Wah für die Uhr; sie ist jetzt ganz verschwunden, wird nicht mehr getragen, wozu braucht man auch die Zeit zu wissen, wenn man seiner Zeit so weit, um mehrere Excentricitäten und Modeeffekte voraus ist? Da bringt man statt der Uhr lieber ein Vorganon — Ausdrucksfähigkeit fängt wieder an, modern zu werden, wie im Zeitalter der Inventionen — am Schirm an. Natürlich steht dann der Schirm auf dem Kopf; er hat die Krücke dort wo sonst die Spitze

war, während der frühere Griff zu einem Stiefelknopf ausgehalten ist. Auf diesen geht es da nicht, der Schirm heißt aber doch: Bergsteiger-Schirm. Trotzdem hat das Wörterbuch der fin de siècle-Mode ein wahres, wenn auch unabsichtlich wahres Wort. Der Rod heißt jetzt „jupe pagode“ Pagodenrod. Der Vergleich trifft klarlich zu: der weite Glodenrod, der ewig mit dem Einlinnengespinn droht, gibt unsern Gigerl die Gestalt einer kleinen wandelnden Pagode. Ist es dann ein Wunder, daß sie nur runde Taschentücher und dreieckiges Briefpapier hat? Und solcher und ähnlicher Excentricitäten hat Fräulein Gigerl Hunderte an sich und um sich.

Die Augen der Neugeborenen.

Trotz der anerkanntesten Fortschritte der modernen Hygiene hört man noch immer vielfach von den verberberlichen Wirtungen der verächtlichen Augenentzündungen neugeborener Kinder. Der zehnte Theil aller Blinden hat sein Augenlicht durch die Augenentzündung der Neugeborenen verloren, und Hunderttausende haben durch diese eine Verringerung ihres Sehevermögens erfahren — und das stets nur durch Schuld der Eltern, Ammen, Pflegerin oder Hebammen. Schleunige ärztliche Hilfe und zwar sofort beim ersten Beginne des Leidens kann das Auge mit Sicherheit retten. Die Krankheit beginnt gewöhnlich am dritten oder vierten Tage nach der Geburt mit einer Rötzung und Schwellung der Lidränder: bald sind dieselben verklebt, und beim Öffnen tritt eine schleimige Flüssigkeit aus, die bei weiterer Zunahme der Schwellung eitrige Beschaffenheit annimmt. Dieser Eiter ist ungemein ansteckend; daher ist Vorsicht geboten, um das etwa gesund gebliebene Auge des Kindes oder die Augen anderer mit dem Kinde in Berührung kommende Personen vor der gleichen Erkrankung zu schützen. Wenn ein Zwillingenkind an Augenentzündung erkrankt, so ist das andere sofort vollkommen von ihm zu trennen und darf auch nicht in demselben Wasser gebadet werden. War nach einer früheren Entbindung bei einem Neugeborenen schon die Augenentzündung vorgekommen, so muß vor der nächsten Entbindung die Hebamme ganz besonders darauf aufmerksam gemacht werden.

Was muß geschehen, bis der Arzt erscheint? 1. Man öffne die Augen des Kindes alle zehn Minuten und wische mittels lauwarmen, in Wasser getauchter und ausgebrühter Watte den Eiter sorgsam aus dem Auge heraus. 2. Man lege ein mehrfach zusammengelegtes Stück reiner Leinwand, welches auf Eis oder in sehr kaltem Wasser getaucht ist, gut ausgegondnet und trocken und kalt auf das starke Auge und erneuere es alle zwei Minuten. 3. Man streiche etwas Vaseline außen auf die Augenlider, damit sie nicht durch den Eiter zusammenfallen. 4. Da die Augenentzündung überaus ansteckend ist, so dürfen Wasser, Leinwandstücke und alle Gegenstände, die zum Waschen des Auges gebraucht wurden, niemals für die Reinigung der Hände oder des Gesichtes anderer Personen benutzt werden. Die Watte und alle zur Reinigung des Auges benutzten Leinwandstücke sind bald zu verbrennen.

Geliebte Orientalinnen.

Auch im Orient fehlt es nicht an Frauen, welche sich durch hervorragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft auszeichnen. Cornelia Sorabji, eine Indierin, hat an der Universität Bombay vor einigen Jahren den Grad eines Bachelor of Arts erworben und ihre Schwester an derselben Universität als juristische Doctorengame gemacht. Sie studierte später noch in Oxford und trat bei einem Rechtsanwalt in die praktische Thätigkeit. Ihre Studien sollten jedoch ihren Landsleuten, besonders den Frauen zugute kommen und so legte sie in ihre Heimath zurück, wo sie der erste und einzige weibliche Advocat ist. Eine andere Indierin, Dhambai Farouque Banajer, gewann als Malerin in Bombay den ersten Preis im vorigen Kunstverein. Um sich weiter auszubilden, ging sie nach Paris, wo ein Gemälde von ihr im dortigen Salon Aufnahme fand. In unserem Lande studirt augenblicklich ein junges, schönes Mädchen aus Beirut, Faniba Abdun Sultana Nalibe, die syrische Prinzessin. Ihr Vater ist einer der reichsten Araber. Sie selbst beherrscht, obwohl sie erst 19 Jahre alt ist, sieben Sprachen und wünscht in Amerika und England den Doctorgrad zu erwerben, um dann später in ihrer Heimath für die bessere Bildung ihrer Geschlechtsgenossen zu arbeiten. Eine Sirene, wie sie, ist Frau Hannac Korann, wohl die erste Orientalin, welche ein Buch in ihrer Muttersprache schrieb. Es machte in Konstantinopel, Egypten und Indien großes Aufsehen, und als die Verfasserin später als Rednerin für die Rechte der Frauen eintrat, war diese Thatsache geradezu epochenmachend. Schon mit 16 Jahren hatte sie sich verheiratet. Ihr Gatte, ein sehr gebildeter Mann, führte sie nach Amerika, wo sie sich mit Feuerwerkern den verschiedensten Studien hingab. Sie schrieb schon mit 18 Jahren einen geistvollen Artikel über die Frauen und die Politik und ist heute, mit 25 Jahren, eine anerkannte Schriftstellerin.

Ein Schauburgerer Frau (vor dem Local stehend, zu dem herzutretenden Wirth): „Sagen's mal, ist vielleicht mein Mann drin?“ — Gast: „Warten Sie, ich werde ihn mal fragen, ob Sie es wissen dürfen, daß er hier ist.“

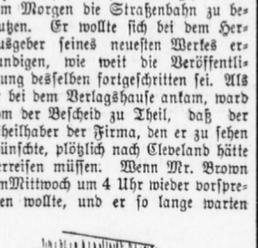
Geheimnisse der Manschette.

Als Mr. Adolphus Brown am Montag Morgen aus seiner Haus Thür trat und einen vorüberfahrenden Straßenbahnwagen bestieg, hatte er nicht die leiseste Ahnung, daß er nicht in der Lage war, selbst der niedrigen Forderung des Conducteurs gerecht werden zu können. Doch war es so in der That; wie es schon so Manchem seiner Mitbürger vor ihm gegangen, hatte er sich ohne Geld von seiner Wohnung entfernt. Als ihm das Fahrgeld abgefordert wurde, fuhr er mit gewohnter Sicherheit in die rechte Tasche seines Rockes, die Hand kam aber wieder leer heraus. Ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn. Vielleicht fand er noch in einer seiner anderen, zahlreichen Taschen einen verbotenen Nidel. Aber als alle Taschen und Fächer war umsonst, alle Vertiefungen in Rock, Hose und Weste gähnten in gleicher Leer. Er besand sich in einer peinlichen Lage, die im günstigsten Lichte gesehen, ihn in eine schiefere und lächerliche Stellung dem mitfahrenden Publikum gegenüber bringen mußte. Und so war es auch, denn schon waren die anderen Passanten des Wagens auf ihn aufmerksam geworden und beobachteten ihn in einer nicht mißzuverhehlenden Weise. Mr. Adolphus ätzte vor Unruhe und Aufregung, während der Conducteur mit eisiger Ruhe auf Bezahlung wartete. Adolphus fing an, etwas herbeizufuttern, als ein ihm gegenüber stehender,



gutmüthig aussehender Mann seine mitfühlende Lage erkannte und freundlich sagte: „Was fehlt Ihnen, mein Herr? Ah, ich sehe, was Sie beunruhigt: Sie haben jedenfalls Ihr Geld zu Hause vergessen. Lassen Sie mich den Nidel entrichten.“

Mit diesen Worten zahlte der freundliche Samariter dem Conducteur den Obolus und entband damit Mr. Brown von einer Verpflichtung, die, so gering sie auch war, zur Zeit nicht von ihm erfüllt werden konnte. Adolphus dankte seinem gütigen Helfer aus der Noth in beredten Worten und bestand darauf, daß derselbe ihm Adresse und Namen mittheile. Obgleich der Letztere erklärte, daß die Sache social Aufsehen nicht werth sei, war er doch zu höflich, um dem dringenden Bittsteller sein Anliegen abzuschlagen. „Mr. Fulton, 124 Bankstraße.“ Dankend notirte Mr. Brown diese Adresse auf seiner Manschette. Er hatte sich seit einiger Zeit angewöhnt, alle Memoranda auf seiner Manschette niederzuschreiben, jetzt hat er aber diese Gewohnheit völlig aufgegeben. Adolphus war Schriftsteller, und sein Beruf hatte ihn veranlaßt, an diesem Morgen die Straßenbahn zu benutzen. Er wollte sich bei dem Herausgeber seines neuesten Werkes erkundigen, wie weit die Veröffentlichung desselben fortgeschritten sei. Als er bei dem Verlagsbureau ankam, ward ihm der Bescheid zu Theil, daß der Theilhaber der Firma, den er zu sehen wünschte, plötzlich nach Cleveland hätte verreisen müssen. Wenn Mr. Brown am Mittwoch um 4 Uhr wieder vorpreschen wollte, und er so lange warten



ganze Buch wieder umzuschreiben? Die Sache muß gründlich überlegt sein, besser ich mache mir gleich ein Memorandum.“ Und die anderen Notizen auf der Manschette belamen einen neuen Raum. Er war noch gerade in dieser Beschäftigung begriffen, als das Hausmädchen mit zwei Briefen erschien. Der erste der beiden war vom Major Stedgale, der den berühmten Autor zum 27. des Monats zur Jagd nach seinem Landhause einlud. „Da muß ich mich nach einer Flinte umsehen“, bemerkte Adolphus nachdenklich. Das zweite Schreiben kam von dem bekannten Detective Mr. Shilley Humes, der ihm einen langgehegten Wunsch erfüllen und eine Opiumböhle zeigen wollte, und ihn zu diesem Zwecke am Montag 9 Uhr 15 Minuten am Tower Hill erwartete würde. Gerade schrieb Adolphus dies nieder auf sein Leinwand und bald gefülltes Notizbuch, als seine Frau ihn daran erinnerte, daß das Mittagessen fertig sei.

Eine Woche war verstrichen; es ist 9 Uhr 14 und wir finden den Helden dieser Erzählung am Tower Hill, sehr glücklich die Ankunft des Mr. Shilley Humes erwartend. Ihn fröstelte angenehm, doch plötzlich schob es ihm heiß durch's Blut, eine ihm wohlbekannte Stimme ertönte hinter ihm. Es war dieselbe, die ihn vor einer Woche zum Mittagessen gerufen hatte. „Was, sehe ich recht, Du hier, Edith?“ rief der erstaunte Novellendichter aus. „Was in aller Welt hat das zu bedeuten?“ „Das bedeutet“, erwiderte seine Frau, „daß ich von der Vorlesung gesehnt bin, um ein schredliches Verbrechen zu verüben.“ „Bitte, erkläre mir“, brachte Adolphus unwillig hervor. „Ich bin geschäftlich hier, ich sammle Stoff für ein neues Werk.“ „Ich zweifle nicht daran, daß Du

antwortete er; „jedemfalls werde ich am Donnerstag Ihnen \$100 zahlen.“



Er notirte dies fromme Gelübde in der gewohnten Weise, ließ seine \$15 in die Tasche gleiten und schlenderte dann langsam nach dem Birch'schen Restaurant, um nach den ungeheuren Strapazen des Morgens für sein leibliches Wohl zu sorgen. In diesem vielbesuchten Locale traf er seinen lieben Freund Stubbins, den er nun seit Jahr und Tag nicht gesehen. Derselbe theilte ihm mit, daß am kommenden Sonnabend seine ältliche Tochter Hochzeit feiern würde. Nachdem Adolphus einen Teller Schildkrötensuppe verzehrt und ein Glas des vorzüglichsten Bunsches geleert, tam ihm der Gedanke, daß er auf jeden Fall auch etwas zur Hoch-



zeitfeier schenken müsse. Aber was, das war die Frage; am besten machte sich immer ein hübscher Diamantring. Besser, er schrieb es sich gleich auf, vergesse nicht es es doch auf keinen Fall, diese kleine Aufmerksamkeit war er seinem guten, alten Stubbins schuldig.

Dann wanderte er heimwärts und machte sich daran, noch einmal das Manuscript zu seiner neuesten Novelle durchzulesen, deren Schluß er heute dem Verleger hatte übergeben wollen. „Wie gut, daß ich heute den letzten Theil nicht abliefern konnte. Meine Geldbin hat doch zu viele Kinder, die Sache paßt mir nicht. Eins oder zwei derselben müssen sterben, will einmal nachrechnen. Edith hat ein Vermögen von \$400,000 und zwei Anaben und drei Mädchen, unter die sie ihr Geld gleichmäßig vertheilen wird, und alle müssen reich sein. \$80,000 würde nach ein jedes Kind erhalten, das nennen wir Romandichter aber nicht reich. Eins muß jedenfalls verschwinden. Aber wie mache ich das nur, ohne das



Dort angekommen wurde die ganze Sache unter Weinen und Lachen in's Reine gebracht, doch nicht ohne die unglückliche Manschette vom Montag zur Stelle geschickt war und Adolphus die auf derselben niedergeschriebenen Notizen erklärt hatte, die also lauteten: „Mr. Fulton, 124 Bankstraße.“ „Mittwoch präcise 4 Uhr.“ „Zahl \$200 bestimmt am Donnerstag.“ „Diamantring nicht später als Freitag.“ „Eins von Edith's Kindern muß sterben.“ „Muß mir eine Flinte verschaffen.“ (Opiumböhle) Tower Hill, Montag 9.15.“

Rath. Edith's zwischen Zweien einen Streit, Der Dritte sich bekanntlich freut, Doch theilt du dir's vernünftig ein, So kannst du stets — der Dritte sein. — Veleidigt. Verkäufer: „Ich will Ihnen 25 Cent's ablassen, da Sie eine alte Kunbin von uns sind.“ — Junge Dame: „Bitte, eben sechzehn geworden.“ — Sie war eine Vassar-Schülerin. Sie: „Was habe ich nicht Alles heruntergeschunden müssen, seit ich Dich geheiratet habe!“ Er: „Na, und was habe ich schlucken müssen, besonders wenn Du todest!“ — Richtig aus der Fassung zu bringen. Wertbeiziger: „... Bedenken Sie, meine Herren, daß der Angeklagte Frau und Kinder hat, für die er sorgen muß!“ Präsident (unterbrechend): „Der Angeklagte hat keine Kinder!“ Wertheiziger: „Dann bedenken Sie, meine Herren, daß der Angeklagte keine Kinder hat, die ihn in der Verforgung seiner Frau unterstützen können, und die Sie daher im Falle einer Verurteilung ihres einzigen Ernährers berauben würden!“ — Ein Gemüthsmensch. Lieutenant (beim Schießen auf die Manschette): „Müller, warum trefst du sie nie die Scheibe?“ — Soldat: „Ach, Herr Lieutenant, der Mann da sieht genau aus wie mein Freund Wurtmüller, und auf den kann ich nicht schießen!“

Der Boy in China.

„Komm' mit nach Hause, nur fort von hier!“ gab Edith zurück, die sich noch nicht so weit beruhigt hatte, um ihr Kommen auseinanderzusetzen. „Ich bin in der Nordstadt gewesen, ich war bei Mrs. Fulton (dies mit einer nachdrücklichen Betonung), traf sie aber nicht anwesend. Man sagte mir, sie sei mit ihrem Gatten ausgegangen. Ja, mit ihrem Gatten, Mr. Fulton.“

Einen Augenblick war Adolphus etwas verwirrt. Fulton, Fulton, den Namen mußte er kennen. „Hm, wo hatte er ihn nur gehört? Dann ging ihm ein Licht auf. Nordbank? Fulton? Natürlich, das war ja der freundliche Mann gewesen, der für ihn das Fahrgeld ausgelegt hatte. Er konnte ein helles Lachen nicht unterdrücken, wie er seiner Frau auseinanderlegte, bei welcher Gelegenheit er diesen Herrn kennen gelernt hätte. „Warum wolltest Du denn Fulton's wieder am Mittwoch um 4 Uhr auffuchen?“ fragte Edith. „Es ist ja nie meine Absicht gewesen!“

„So, und Du wolltest ihn, ihr am Donnerstag bestimmt \$200 zahlen und dann noch einen Diamantring für sie am Freitag — unehört!“ Adolphus war die Sache klar geworden, sein Lachen wurde noch unbedingter. Erklärte er solcher Nothwendigkeit ihres Gemüths, der sich über sie, der es momentan so ernst und traurig zu Mutte war, noch lustig zu machen mochte, wachte sie kaum noch ihre Worte zu zähmen. „Du magst ein verstorben und gefühlloser Mensch sein, was tonnte Dich aber nur so tief sinken lassen, um die Laufbahn eines Wüthers zu betreten?“ schrie sie auf in ihrem geängstigten Herzen. „Was haben Dir unsere armen Kinder gethan, daß Du sie so grimmig hassest?“

Die arme Frau gerieth in ein kramphhaftes Weinen und Schreien. „Edith, Edith, wie kannst Du Dich nur so aufregen, es ist ja alles in Ordnung.“ Ein Cad brachte das Ehepaar schnell heim.

Bei der Toilette. Kinder-Zöpfchen. Ein Dandy. Profetarier. Dongz. Der altersschwache Zopp. Eine Strafverschärfung. Rebellen. Eine Amputation.



Im Münchener Panoptikum erregte kürzlich, wie früher schon in Mostau, Riga, Warschau, Breslau, Berlin, Hamburg, Kiel und Nancy, eine menschliche Abnormität, ein Knabe mit einem vollständig ausgeprägten Vogelgesicht, allgemeines Interesse. Dieses seltene Product eines merkwürdigen Spielers der Natur steht im 15. Lebensjahr, wiegt nur 1 1/2 Pfund und präsentiert sich als ein zerliches, 3 1/2 Zoll hohes, durchaus elegant gewachsenes Aethchen, das vernünftig und beherzt auftritt, sich sehr intelligent zeigt, regelmäßig lebt und wie ein Erwachsener täglich fünf bis sechs Cigaretten raucht. Dohob, dessen Kopf nur die Größe eines neugeborenen Kindes hat, ist in Battonya (Ungarn) als Sohn von Bauersleuten geboren, die noch fünf normal entwickelte Kinder am Leben haben, während drei, dem Vogelgesicht gleichende, frühzeitig starben.

Der Knabe hat auch in der wissenschaftlichen Welt beachtliches Aufsehen erregt. Prof. Birchow in Berlin untersuchte ihn auf das Genaueste und erklärte, daß Dohob durch seine einzig dastehende Abnormität für die Entwicklungsgeschichte von besonderem Interesse sei. Auch andere Gelehrte, z. B. die Professoren Bofai, Mikalovics, Ihanhoffer und Laufenauer in Budapest, Quinde in Kiel und Gurschmann in Leipzig, haben Vorträge über ihn gehalten und ihr Urtheil im Allgemeinen gleich Birchow dahin abgegeben, daß Dohob weder eine Mißgeburt noch ein Zwerg oder ein sogen. Microcephale sei, gegen welche Annahme seine körperliche Beweglichkeit und geistige Gemüthsstärke spricht, sondern daß man es hier mit der Miniaturausgabe eines Menschen, mit einer Abnormität ersten Ranges zu thun habe, über deren Entstehungsurache die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Auf dem vorliegenden Bilde ist der kleine Vogelgesicht auf dem Arme seines Leibliedners dargestellt, eines ebenfalls ganz originellen Negers, der nicht weiß, woher er ist, und wie er heißt, und der die verschiedensten Sprachen spricht. Poesie und Prosa. Nicht verlegen. Amtmann: Erst neulich habe ich fünf gerade sein lassen und nun seid Ihr schon wieder des Maßstretens angesetzt? Holzschuh: Herr Amtmann, lassen Sie noch mal fünf gerade sein — denn stimmt's!

Der Boy in China.



„Komm' mit nach Hause, nur fort von hier!“ gab Edith zurück, die sich noch nicht so weit beruhigt hatte, um ihr Kommen auseinanderzusetzen. „Ich bin in der Nordstadt gewesen, ich war bei Mrs. Fulton (dies mit einer nachdrücklichen Betonung), traf sie aber nicht anwesend. Man sagte mir, sie sei mit ihrem Gatten ausgegangen. Ja, mit ihrem Gatten, Mr. Fulton.“

Einen Augenblick war Adolphus etwas verwirrt. Fulton, Fulton, den Namen mußte er kennen. „Hm, wo hatte er ihn nur gehört? Dann ging ihm ein Licht auf. Nordbank? Fulton? Natürlich, das war ja der freundliche Mann gewesen, der für ihn das Fahrgeld ausgelegt hatte. Er konnte ein helles Lachen nicht unterdrücken, wie er seiner Frau auseinanderlegte, bei welcher Gelegenheit er diesen Herrn kennen gelernt hätte. „Warum wolltest Du denn Fulton's wieder am Mittwoch um 4 Uhr auffuchen?“ fragte Edith. „Es ist ja nie meine Absicht gewesen!“

„So, und Du wolltest ihn, ihr am Donnerstag bestimmt \$200 zahlen und dann noch einen Diamantring für sie am Freitag — unehört!“ Adolphus war die Sache klar geworden, sein Lachen wurde noch unbedingter. Erklärte er solcher Nothwendigkeit ihres Gemüths, der sich über sie, der es momentan so ernst und traurig zu Mutte war, noch lustig zu machen mochte, wachte sie kaum noch ihre Worte zu zähmen. „Du magst ein verstorben und gefühlloser Mensch sein, was tonnte Dich aber nur so tief sinken lassen, um die Laufbahn eines Wüthers zu betreten?“ schrie sie auf in ihrem geängstigten Herzen. „Was haben Dir unsere armen Kinder gethan, daß Du sie so grimmig hassest?“

Die arme Frau gerieth in ein kramphhaftes Weinen und Schreien. „Edith, Edith, wie kannst Du Dich nur so aufregen, es ist ja alles in Ordnung.“ Ein Cad brachte das Ehepaar schnell heim.

Bei der Toilette. Kinder-Zöpfchen. Ein Dandy. Profetarier. Dongz. Der altersschwache Zopp. Eine Strafverschärfung. Rebellen. Eine Amputation.



Im Münchener Panoptikum erregte kürzlich, wie früher schon in Mostau, Riga, Warschau, Breslau, Berlin, Hamburg, Kiel und Nancy, eine menschliche Abnormität, ein Knabe mit einem vollständig ausgeprägten Vogelgesicht, allgemeines Interesse. Dieses seltene Product eines merkwürdigen Spielers der Natur steht im 15. Lebensjahr, wiegt nur 1 1/2 Pfund und präsentiert sich als ein zerliches, 3 1/2 Zoll hohes, durchaus elegant gewachsenes Aethchen, das vernünftig und beherzt auftritt, sich sehr intelligent zeigt, regelmäßig lebt und wie ein Erwachsener täglich fünf bis sechs Cigaretten raucht. Dohob, dessen Kopf nur die Größe eines neugeborenen Kindes hat, ist in Battonya (Ungarn) als Sohn von Bauersleuten geboren, die noch fünf normal entwickelte Kinder am Leben haben, während drei, dem Vogelgesicht gleichende, frühzeitig starben.

Der Knabe hat auch in der wissenschaftlichen Welt beachtliches Aufsehen erregt. Prof. Birchow in Berlin untersuchte ihn auf das Genaueste und erklärte, daß Dohob durch seine einzig dastehende Abnormität für die Entwicklungsgeschichte von besonderem Interesse sei. Auch andere Gelehrte, z. B. die Professoren Bofai, Mikalovics, Ihanhoffer und Laufenauer in Budapest, Quinde in Kiel und Gurschmann in Leipzig, haben Vorträge über ihn gehalten und ihr Urtheil im Allgemeinen gleich Birchow dahin abgegeben, daß Dohob weder eine Mißgeburt noch ein Zwerg oder ein sogen. Microcephale sei, gegen welche Annahme seine körperliche Beweglichkeit und geistige Gemüthsstärke spricht, sondern daß man es hier mit der Miniaturausgabe eines Menschen, mit einer Abnormität ersten Ranges zu thun habe, über deren Entstehungsurache die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Auf dem vorliegenden Bilde ist der kleine Vogelgesicht auf dem Arme seines Leibliedners dargestellt, eines ebenfalls ganz originellen Negers, der nicht weiß, woher er ist, und wie er heißt, und der die verschiedensten Sprachen spricht. Poesie und Prosa. Nicht verlegen. Amtmann: Erst neulich habe ich fünf gerade sein lassen und nun seid Ihr schon wieder des Maßstretens angesetzt? Holzschuh: Herr Amtmann, lassen Sie noch mal fünf gerade sein — denn stimmt's!

Der Boy in China.



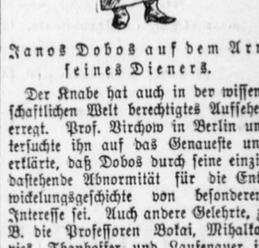
„Komm' mit nach Hause, nur fort von hier!“ gab Edith zurück, die sich noch nicht so weit beruhigt hatte, um ihr Kommen auseinanderzusetzen. „Ich bin in der Nordstadt gewesen, ich war bei Mrs. Fulton (dies mit einer nachdrücklichen Betonung), traf sie aber nicht anwesend. Man sagte mir, sie sei mit ihrem Gatten ausgegangen. Ja, mit ihrem Gatten, Mr. Fulton.“

Einen Augenblick war Adolphus etwas verwirrt. Fulton, Fulton, den Namen mußte er kennen. „Hm, wo hatte er ihn nur gehört? Dann ging ihm ein Licht auf. Nordbank? Fulton? Natürlich, das war ja der freundliche Mann gewesen, der für ihn das Fahrgeld ausgelegt hatte. Er konnte ein helles Lachen nicht unterdrücken, wie er seiner Frau auseinanderlegte, bei welcher Gelegenheit er diesen Herrn kennen gelernt hätte. „Warum wolltest Du denn Fulton's wieder am Mittwoch um 4 Uhr auffuchen?“ fragte Edith. „Es ist ja nie meine Absicht gewesen!“

„So, und Du wolltest ihn, ihr am Donnerstag bestimmt \$200 zahlen und dann noch einen Diamantring für sie am Freitag — unehört!“ Adolphus war die Sache klar geworden, sein Lachen wurde noch unbedingter. Erklärte er solcher Nothwendigkeit ihres Gemüths, der sich über sie, der es momentan so ernst und traurig zu Mutte war, noch lustig zu machen mochte, wachte sie kaum noch ihre Worte zu zähmen. „Du magst ein verstorben und gefühlloser Mensch sein, was tonnte Dich aber nur so tief sinken lassen, um die Laufbahn eines Wüthers zu betreten?“ schrie sie auf in ihrem geängstigten Herzen. „Was haben Dir unsere armen Kinder gethan, daß Du sie so grimmig hassest?“

Die arme Frau gerieth in ein kramphhaftes Weinen und Schreien. „Edith, Edith, wie kannst Du Dich nur so aufregen, es ist ja alles in Ordnung.“ Ein Cad brachte das Ehepaar schnell heim.

Bei der Toilette. Kinder-Zöpfchen. Ein Dandy. Profetarier. Dongz. Der altersschwache Zopp. Eine Strafverschärfung. Rebellen. Eine Amputation.



Im Münchener Panoptikum erregte kürzlich, wie früher schon in Mostau, Riga, Warschau, Breslau, Berlin, Hamburg, Kiel und Nancy, eine menschliche Abnormität, ein Knabe mit einem vollständig ausgeprägten Vogelgesicht, allgemeines Interesse. Dieses seltene Product eines merkwürdigen Spielers der Natur steht im 15. Lebensjahr, wiegt nur 1 1/2 Pfund und präsentiert sich als ein zerliches, 3 1/2 Zoll hohes, durchaus elegant gewachsenes Aethchen, das vernünftig und beherzt auftritt, sich sehr intelligent zeigt, regelmäßig lebt und wie ein Erwachsener täglich fünf bis sechs Cigaretten raucht. Dohob, dessen Kopf nur die Größe eines neugeborenen Kindes hat, ist in Battonya (Ungarn) als Sohn von Bauersleuten geboren, die noch fünf normal entwickelte Kinder am Leben haben, während drei, dem Vogelgesicht gleichende, frühzeitig starben.

Der Knabe hat auch in der wissenschaftlichen Welt beachtliches Aufsehen erregt. Prof. Birchow in Berlin untersuchte ihn auf das Genaueste und erklärte, daß Dohob durch seine einzig dastehende Abnormität für die Entwicklungsgeschichte von besonderem Interesse sei. Auch andere Gelehrte, z. B. die Professoren Bofai, Mikalovics, Ihanhoffer und Laufenauer in Budapest, Quinde in Kiel und Gurschmann in Leipzig, haben Vorträge über ihn gehalten und ihr Urtheil im Allgemeinen gleich Birchow dahin abgegeben, daß Dohob weder eine Mißgeburt noch ein Zwerg oder ein sogen. Microcephale sei, gegen welche Annahme seine körperliche Beweglichkeit und geistige Gemüthsstärke spricht, sondern daß man es hier mit der Miniaturausgabe eines Menschen, mit einer Abnormität ersten Ranges zu thun habe, über deren Entstehungsurache die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Auf dem vorliegenden Bilde ist der kleine Vogelgesicht auf dem Arme seines Leibliedners dargestellt, eines ebenfalls ganz originellen Negers, der nicht weiß, woher er ist, und wie er heißt, und der die verschiedensten Sprachen spricht. Poesie und Prosa. Nicht verlegen. Amtmann: Erst neulich habe ich fünf gerade sein lassen und nun seid Ihr schon wieder des Maßstretens angesetzt? Holzschuh: Herr Amtmann, lassen Sie noch mal fünf gerade sein — denn stimmt's!